
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 27. 1894.

Flecken auf der Ehre.

Roman von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Hartwig stützte den Kopf in die Hand und starrte lange auf die trotz ihrer Flüchtigkeit so kraftvollen und energischen Federzüge der Komtesse Julia.

„Wenn es dennoch mehr als eine Laune wäre, was dies stolze Weib bewegt?“ fragte er sich zweifelnd. „Hätte ich dann nicht viel mehr Ursache, sie zu bemitleiden, als sie zu verdammen; aber wäre ich es nicht gerade dann ihrer Ehre und der Ruhe ihres Herzens schuldig, womöglich auf der Stelle und bei Nacht und Nebel von hier zu entfliehen? Wo liegt hier der rechte Weg, den ich zu gehen habe, um mir und Anderen Leid und Reue zu ersparen?“

Auf's Neue übermannte ihn in seinem düsteren Grübeln die bleierne Mattigkeit von vorhin. Er faltete den Brief der Komtesse Julia zusammen und verbrannte ihn an der Kerzenflamme zu Asche. Dann warf er sich auf sein Bett; aber trotz der furchtbaren Abspannung floh ihn noch stundenlang der ersehnte Schlummer, und er lag in einem peinvollen, fieberhaften Zustande zwischen Wachen und Träumen, bis die Dämmerung des Morgens ihren matten Schimmer durch das Fenster warf.

12.

Später als sonst wurde Hartwig am Morgen für die übrigen Schloßbewohner sichtbar, und dem Grafen Westernhagen, der ihm auf der Treppe begegnete, fiel sogleich sein überwachtes und angegriffenes Aussehen auf.

Mit seiner gewohnten Jovialität, der Hartwig freilich allgemach schon das Erkünstelte und Konventionelle angemerkt hatte, streckte der Gutsherr ihm die Hand entgegen.

„Sie machen mich wahrhaftig immer mehr zu Ihrem Schuldner, Herr Steensborg. Was für ein Abenteuer haben Sie da wieder bestanden! Mein Förster muß sich ja bis in den Grund seiner Seele hinein schämen, daß er es Ihnen überlassen hat, die Kerle aufzubringen, die meinen Wald bestehlen. Aber die Sache hat Sie etwas mitgenommen, wie es scheint, denn Sie sehen schlecht aus, mein Lieber! Sie fühlen sich doch nicht etwa ernstlich unwohl?“

Hartwig verneinte und erklärte sein übles Aussehen mit einem leichten Kopfschmerz, der sich im Freien bald verlieren würde. Dann fragte er, ob über den eingebrachten Wilddieb bereits eine weitere Verfügung getroffen worden sei.

Graf Westernhagen deutete durch eine lebhafte Bewegung an, wie peinlich es ihm sei, sich mit der Angelegenheit überhaupt befassen zu müssen.

„Schon in aller Herrgottsfrühe wurde ich aufgejagt und mußte mich des Langen und Breiten mit dem Gendarmen unterhalten, welcher den Kerl nach Rothacker transportiren sollte. Vor einer halben Stunde sind sie denn Beide glücklich abgefahren, und ich habe nun hoffentlich eine Zeitlang Ruhe vor der widerwärtigen Geschichte.“

„Und Krampe? Hat man ihn bereits verhaftet?“

„Noch nicht. Aber es meldet sich eben ein Polizeibeamter aus Rothacker, der auf Ihre gestrige Anzeige von dem in der Ziegelei verübten Racheakt hin den Befehl erhalten hat, den Menschen festzunehmen. Falls Ihr sehr bedauerliches Unwohlsein Sie nicht daran hindert, würde ich Ihnen in der That verbunden sein, wenn Sie statt meiner mit dem Manne reden wollten.“

„Gewiß, Herr Graf, ich stehe ganz zur Verfügung.“

Damit verabschiedete sich Hartwig und suchte den Polizeibeamten auf, dessen Bekanntschaft er schon gestern in Rothacker gemacht hatte.

„Wollen Sie mir einen Ihrer Leute mitgeben, Herr Oberverwalter?“ fragte derselbe. „Wenn möglich einen handfesten Burschen. Ich bin mit den örtlichen Verhältnissen nur wenig vertraut, und überdies muß man bei einem Menschen solchen Schlages immerhin auf einige Schwierigkeiten gefaßt sein.“

„Wenn es Ihnen genehm ist, werde ich selbst Sie begleiten,“ erwiederte Hartwig. „Ich habe Grund zu hoffen, daß meine Anwesenheit Ihnen von einigem Nutzen sein werde.“

Der Beamte war mit diesem Anerbieten gern einverstanden, und sie schlugen ohne Zögern den Weg nach dem von Krampe bewohnten Häuschen ein.

„W[illegible] nur nach dem nächtlichen Vorfall, von dem ich vorhin gehört, nicht vorgezogen hat, das Weite zu suchen!“ meinte der Polizist. „Er ist bewandert genug im



In der Rosenzeit. Nach einem Gemälde von N. Sichel. (S. 211)

Strafgesetzbuche, um zu wissen, daß ihn bei seiner bedenklichen Vergangenheit eine sehr empfindliche Lektion erwartet, selbst wenn man ihm diese Geschichte mit der Ziegelpresse nicht sollte nachweisen können."

„Wohin aber könnte er sich gewendet haben? Es gibt hier keine Schlupfwinkel, wie in den großen Städten. Auch glaube ich kaum, daß sich Krampe anders als mit Gewalt von seiner verkrüppelten hilflosen Tochter trennen lassen wird."

„Nun, wir wollen hoffen, daß Ihre Vermuthung zutrifft. Ist das Häuschen da hinter dem Hügel etwa schon das seine?"

„Allerdings! Vielleicht ist es rathsam, wenn ich zuerst hinein gehe, und wenn Sie mir nach Verlauf von etwa zehn Minuten folgen. Ich möchte dem armen kranken Mädchen einen gar zu jähen Schrecken ersparen."

„Das macht Ihrem Herzen alle Ehre; aber ich weiß wirklich nicht, ob ich da zustimmen soll. Wenn Krampe drinnen ist, wird er auch sofort errathen, daß Sie nicht als sein Freund zu ihm kommen, und bei seiner gewaltthätigen Natur möchte er Ihnen leicht einen üblen Empfang bereiten."

Hartwig schüttelte den Kopf zu der Bemerkung des Polizeibeamten. „Seien Sie versichert, daß ich in Krampe's Wohnung nichts zu fürchten habe," sagte er ruhig, „und im schlimmsten Fall sind Sie ja auch nahe genug, um auf meinen Ruf rechtzeitig herbeieilen zu können."

„Nun — meinetwegen!" meinte der Beamte nach einigem Zaudern. „Ich will Ihre menschenfreundliche Absicht nicht durch meinen Widerspruch vereiteln. Aber zögern Sie nicht, das Signal zu geben, sowie die Lage bedenklich wird. Ich halte mich bereit, Ihnen beizuspringen."

Hartwig fand die Thür des Häuschens offen, wie bei seinem ersten Besuch; aber er hörte nicht das eilige Aufstoßen der kleinen Krücken auf den Fußboden, wie damals. An beiden Seiten des schmalen Flurs blieb Alles todtenstill, obwohl er absichtlich fest aufgetreten war, um seine Ankunft anzuzeigen. Auf's Gerathewohl drückte er die Thür zu seiner Linken auf. Ein rascher Blick hatte ihn überzeugt, daß der Gesuchte sich nicht in diesem Raume befinde; aber er schritt trotzdem über die Schwelle, denn ein tiefergreifender Anblick war es, welcher ihm da zu Theil geworden war.

In einem Bettchen, so schmal und kurz, daß es kaum einem achtjährigen Kinde genügt haben würde, lag die lahme Christine mit aufgelöstem Haar und mit gefalteten Händen. Ihr schmales, blasses Gesichtchen würde sehr lieblich gewesen sein ohne die beiden tiefen Schmerzenslinien, die von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln gingen, und ohne den Ausdruck namenlosen Kummers, der aus den großen, dunkel umschatteten Augen sprach.

Als sie Hartwig's ansichtig wurde, löste sie die ineinander geschlungenen abgezehrten Hände, legte sie vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Aus dem Winkel neben der kleinen Bettstätte aber erhob sich Johanna's schlanke Gestalt. Ein fast feindseliger Trotz war auf ihrem hübschen Gesicht, als sie dem Besucher um einen Schritt entgegen ging.

„Guten Tag, Herr Oberverwalter," erwiederte sie mit rauh klingender Stimme seinen Gruß. „Sind Sie gekommen, um uns zu sagen, wo sich der Vater befindet?"

„Nein, Johanna, ich bin vielmehr gekommen, um mit Ihrem Vater zu sprechen. Wollen Sie mich glauben machen, daß er nicht im Hause sei?"

Sie wandte sich von ihm ab und zuckte mit den Achseln.

„Suchen Sie ihn doch, wenn Sie mir nicht glauben," sagte sie hart. „Warum sollte er sich denn verstecken?"

„Gerade Ihr trotziges Benehmen ist mir ein Beweis dafür, daß Sie recht gut wissen, warum Ihr Vater das Bedürfniß fühlen könnte, sich zu verstecken. Aber es wäre ein Beginnen, das ihm eher schaden, als nützen könnte, und in Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie, mir zu sagen, wo er ist."

„Damit Sie ihn in's Gefängniß liefern können, wie Sie den Jochen Weltzien in's Gefängniß geliefert haben!" rief sie mit hervorbrechender Heftigkeit.

Ihre Augen funkelten, und häßliche Falten erschienen auf ihrer Stirn. Ganz so hatte sie ausgesehen an jenem Nachmittage, als sie der Komtesse Westernhagen ihre feindselige Antwort entgegengeschleudert. Hartwig sah wohl ein, daß es solcher Leidenschaft gegenüber unmöglich sein würde, sie von der Ungerechtigkeit ihrer Auffassung zu überzeugen, und ohne ihr eine Antwort zu geben, näherte er sich dem Lager der weinenden Kranken.

„Haben auch Sie eine so schlechte Meinung von mir gewonnen, Christine?" fragte er. „Werden auch Sie mir zurufen, daß Sie mich hassen, weil ich meine Pflicht gethan?"

Die Angeredete schluchzte noch heftiger als zuvor und nahm die Hände nicht vom Gesicht. Mühsam rang es sich aus ihrer schmalen, verkümmerten Brust: „Fragen Sie mich nicht. Ich bitte Sie, wenn Sie es gut mit mir meinen: fragen Sie mich nicht. Ach, gütiger Gott im Himmel, warum nimmst Du mich nicht zu Dir? Warum kann ich nicht sterben?"

„Hat Ihre Krankheit sich denn verschlimmert, daß Sie sich niederlegen mußten?"

Sie bewegte bejahend das Haupt. „Es geht zu Ende," erwiederte sie leise, als wolle sie verhindern, daß Johanna ihre Worte vernähme, „ich fühl' es, wie sich's im Körper immer weiter frißt. Und wenn es bis an's Herz kommt, dann ist's aus. Aber es geht so langsam, ach, so furchtbar langsam!"

„Ich hoffe, daß Sie sich da einer Täuschung über Ihren Zustand hingeben, Christine. Es wird besser werden, wenn Sie ordentliche Pflege haben, und ich werde Sorge tragen, daß Ihnen solche zu Theil wird. Aber nun sagen Sie mir aufrichtig, ob Ihr Vater sich im Hause befindet. Und wenn er nicht hier ist, wo hält er sich dann verborgen?"

Die Kranke drehte das Gesicht gegen die Wand, um ihn nicht ansehen zu müssen.

„Fragen Sie mich nicht," murmelte sie. „Ich kann Ihnen ja doch keine Antwort geben."

„So versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie nicht erschrecken werden, wenn jetzt ein Polizeibeamter kommt, dessen Pflicht es ist, Ihren Vater zu suchen. Er wird wahrscheinlich Ihre ganze Wohnung durchforschen wollen, und wird auch nicht umhin können, eine Reihe von Fragen an Sie zu richten. Ich meine, Sie werden Ihrem Vater nur nützen können, wenn Sie dem Beamten der Wahrheit gemäß Auskunft ertheilen."

„Laß Dir nichts einreden, Christine!" klang Johanna's harte Stimme vom Fenster her. „Ich kenne sie, diese zuckersüßen Redensarten. Der Herr Oberverwalter will sich bei der schönen Komtesse einen Stein im Brette erwerben — das ist Alles! Aber wir sind nicht mehr so einfältig, um uns selbst an's Messer zu liefern. Lassen Sie nur den Polizisten kommen — ah, da ist er ja schon!"

Sie hatte den Beamten gesehen, der sich jetzt, nach Verlauf der verabredeten Zeit, dem Hause näherte, und sie änderte ihre gleichgiltige Haltung nicht im Mindesten, als er das Zimmer betrat. Hartwig ging ihm entgegen und theilte ihm mit gedämpfter Stimme mit, daß sich Krampe angeblich nicht im Hause befinde.

„Nun, wir werden ja sehen," meinte der Polizist, der den kahlen Raum mit scharfem Blick gemustert hatte, und gegen Johanna gewendet fügte er hinzu: „Sind Sie eine Tochter des Arbeiters Krampe?"

Sie erachtete es kaum der Mühe werth, sich nach ihm umzuwenden.

„Ja," sagte sie kurz. „Ich heiße Johanna Krampe."

„Und der Knecht Weltzien, welcher in dieser Nacht wegen Wilddiebstahls verhaftet wurde, ist Ihr Verlobter?"

„Ja! Wollen Sie etwa auch mich verhaften?"

„Nein, nicht Sie, aber Ihren Vater. Und da Sie wissen, wo er sich verborgen hält —".

„Wer sagt Ihnen, daß ich es weiß?" rief sie mit funkelnden Augen. „Suchen Sie ihn doch, wenn Sie meinen, daß er im Küchenschrank steckt, oder unter dem Strohsack in seinem Bette."

„Gut, ich werde suchen. Sie haben wohl die Gefälligkeit, mir Ihre Wohnung und alle Nebenräume derselben zu zeigen."

Ohne Widerstreben verließ sie jetzt ihren Platz am Fenster.

„Sie werden sich nicht sonderlich zu bemühen haben," sagte sie. „Auf dem Gute des Herrn Grafen Westernhagen wohnen Leute von unserem Schlage nicht in Palästen. Dies ist das Wohnzimmer und da drüben an der anderen Seite des Flurs liegt die Küche, in welcher der Vater geschlafen hat. Das ist Alles."

„Sehr wohl! Zeigen Sie uns diese Küche."

Das junge Mädchen ging voraus, und während der Polizeibeamte ihr auf dem Fuße folgte, benutzte Hartwig, der von der Erfolglosigkeit weiteren Suchens im Voraus überzeugt war, das kurze Alleinsein mit Christine, um ihr noch einmal freundlich und eindringlich in's Gewissen zu reden. Doch die Kranke beharrte unter heißen Thränen dabei, daß sie ihm nichts sagen könne, und als der Polizist, der nach einer Weile mit sehr verdrießlichem Gesicht wieder eingetreten war, nun ebenfalls ein Verhör mit ihr anzustellen begann, war vollends keine Antwort aus ihr herauszubringen.

Ohne auch nur den geringsten Anhalt für den Verbleib des Gesuchten gewonnen zu haben, mußten die beiden Männer eine halbe Stunde später das Haus verlassen. Johanna gab ihnen bis an die äußere Thür das Geleit, und als sich Hartwig im Fortgehen noch einmal nach ihr umwandte, sah er, daß ihre hübschen Züge durch einen höhnisch-triumphirenden Ausdruck häßlich entstellt waren.

„Es war im Grunde nicht anders zu erwarten," meinte der Beamte, während sie nach dem Schlosse zurückgingen. „Leute von der Art dieses Krampe sind nicht so dumm, auf die Polizei zu warten. Die Frage ist jetzt nur, wo er steckt. Das trotzige Benehmen der jungen Dirne da drinnen läßt mich vermuthen, daß er irgend einen ausgezeichneten Schlupfwinkel gefunden hat."

„Sie glauben also, daß die Mädchen von seinem Verbleib unterrichtet sind?"

„Daran ist gar nicht zu zweifeln! Haben Sie denn nicht bemerkt, daß die Eine von ihnen uns geradezu verhöhnte? Wahrscheinlich bereitete es ihr ein besonderes Vergnügen, daß ich wie ein Blinder umhertappte, während ich womöglich nur durch ein paar Bretter von Demjenigen getrennt war, welchen ich suchte. Jedenfalls werde ich bei meinen weiteren Nachforschungen das Haus nicht mehr aus den Augen verlieren."

„Sie werden also hier bleiben, bis Ihnen die Verhaftung Krampe's gelungen ist?"

„Oder bis ich die Gewißheit gewonnen habe, daß er wirklich das Weite gesucht hat — ja! Bei der Gefährlichkeit des Menschen müssen

wir darauf bedacht sein, ihn so bald als möglich dingfest zu machen."

„So will ich dafür sorgen, daß Ihnen ein Fremdenzimmer im Schlosse zur Verfügung gestellt werde."

Mit höflichem Dank lehnte der Beamte dies Anerbieten ab. „Meine Anwesenheit würde dort viel zu sehr auffallen, und ich selbst würde unnöthig genirt werden," meinte er. „Wo Krampe auch immer sein mag, jedenfalls steht er durch seine Töchter mit der Außenwelt in Verbindung und wird sich doppelt hüten, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, so lange er weiß, daß ich mich in der Nähe aufhalte. Bei einer Aufgabe, wie es die meinige ist, muß man eben seine besonderen Wege gehen, und es darf Sie nicht Wunder nehmen, wenn Sie während der nächsten Zeit vielleicht überhaupt nichts von mir hören."

Sie reichten sich zu vorläufigem Abschied die Hände, und Hartwig wendete sich nach dem Wirthschaftshofe. Er nahm den gewöhnlichen Weg, der an dem Blumengarten und den Treibhäusern vorüber durch den Park führte, aber er gelangte nicht bis an das gewünschte Ziel, denn plötzlich hörte er eine wohlbekannte helle Stimme seinen Namen rufen, und als er sich umwandte, gewahrte er Komtesse Edith, die im eifrigen Gespräch mit dem alten, etwas schwerhörigen und wunderlichen Gärtner zwischen den Blumenbeeten stand. Sie trug dasselbe lichte, duftige Kleid, in welchem er sie gestern Abend an der Tafel wiedergesehen hatte, und mit ihren von der Morgenluft und der Lebhaftigkeit der Unterhaltung zart gerötheten Wangen sah sie strahlend und holdselig aus wie eine Blumenfee.

„Sie müssen mir mit Ihrem Einfluß beistehen, Herr Steensborg," rief sie ihm heiter entgegen, „denn dieser abscheuliche alte Mann hat gar keinen Respekt mehr vor mir und verweigert mir geradezu den Gehorsam. Er weiß, daß ich ihn in diesem Fall nicht bei meiner Schwester verklagen kann, und ich glaube, das allein ist es, das ihm Muth macht."

Das Schmunzeln des Alten und der beinahe zärtliche Blick, mit welchem er die junge Komtesse betrachtete, bewiesen zur Genüge, wie wenig ernsthaft er ihr Schelten nahm.

„Es geht nicht, gnädigste Komtesse," meinte er; „es geht wirklich nicht. Das ist eine Gewissenssache."

„Hat man je so etwas gehört?" meinte sie in drolliger Verzweiflung. „Dieser würdige Greis ist wahrhaftig geradezu in seine Blumen verliebt. Ich bin sicher, daß er mich ohne Besinnen mit seinem Blasrohr erschießen würde wie einen Sperling, wenn ich es wagen wollte, seine Lieblinge anzurühren."

„Darf ich fragen, um was es sich handelt, und inwieweit ich Ihnen von Nutzen sein kann, Komtesse?" warf Hartwig ein, der sein Herz schon wieder in rascheren Schlägen klopfen fühlte und gerade deshalb den dringenden Wunsch hatte, sich so schnell als möglich aus dieser gefährlichen Gesellschaft zu flüchten.

„Gewiß! Aber Sie müssen mir versprechen, es vorderhand als tiefstes Geheimniß zu bewahren. In drei Tagen feiert meine Schwester ihren Geburtstag, und ich hatte mir dafür eine ganz besondere Ueberraschung ausgedacht. Sie wird natürlich von nah und fern mit einer Fluth von Blumen überschwemmt werden, aber ich weiß, daß sie sich aus all' den Rosen und Veilchen, Kamelien und Tuberosen nicht das Geringste macht. Alle Blumen sind ihr gleichgiltig, mit Ausnahme der schönen Orchideen, die der Vater auf ihren besonderen Wunsch seit einem Jahr in unseren Treibhäusern ziehen läßt. Gerade jetzt stehen sie alle in schönster Blüthe, und ich hatte mir ausgemalt, wie reizend es sein müßte, wenn wir Julia bei ihrem Erscheinen im Speisezimmer förmlich ersticken könnten mit ihren Lieblingsblumen. Ein mächtiger Strauß von Orchideen vor ihrem Gedeck, eine Guirlande von Orchideen um ihren Stuhl, um ihren Teller, um jedes meiner kleinen Geschenke! Sagen Sie, Herr Steensborg, müßte ihr das nicht eine ganz besondere Freude bereiten?"

So lieblich und bestrickend war sie in ihrem Eifer, daß Hartwig das Verlangen fühlte, seine Augen zu schließen, nur um sie nicht ansehen zu müssen. Wie gerne hätte er alle Blumen der Welt vor ihre Füße gestreut; aber keine unvorsichtige Aeußerung durfte ihr verrathen, was in seinem Herzen vorging, und überdies hatte er ja gestern Abend sich selber mit so überzeugenden Gründen bewiesen, daß er es seiner Eigenliebe schuldig sei, ihr ernstlich zu grollen. So geschah es, daß seine Antwort viel kälter und zurückhaltender war, als die unverfängliche Situation und ihre harmlose Frage es irgendwie rechtfertigen konnten.

„Wenn Komtesse Julia diese Blumen wirklich so sehr liebt," sagte er, „wird sie an solcher Verwüstung kaum sonderliches Wohlgefallen finden."

„Ganz meine Ansicht, Herr Oberverwalter, ganz meine Ansicht!" bestätigte der alte Gärtner eifrig, um dann nicht sehr logisch hinzuzufügen: „Ja, wenn es noch für Komtesse Edith selber wäre!"

Still und mit gesenkten Augen stand die junge Dame an Hartwig's Seite. Seine Worte mußten sie merkwürdig hart getroffen haben, denn alle Heiterkeit war plötzlich aus ihrem Gesicht verschwunden. Erst nach einem längeren Schweigen sagte sie in ganz verändertem, fast wehmüthigem Ton: „Ich glaube wohl, daß Sie Recht haben. Lassen wir es also bei einem kleinen Sträußchen bewenden, Christian!"

„Nein, gnädigste Komtesse, einen Strauß sollen Sie haben, groß wie ein Wagenrad."

Edith nickte dem Alten freundlich zu und wandte sich dann gegen Hartwig.

„Ich habe Sie mit meiner Kinderei ohne Noth von Ihrer Thätigkeit abgelenkt, Herr Steensborg, und ich glaube wohl, daß Sie mich in diesem Augenblick wieder für sehr thöricht halten. Man hat mir von den häßlichen Ereignissen erzählt, die sich hier zugetragen haben; es ist begreiflich genug, daß Sie durch dieselben ernst und mißmuthig gestimmt werden."

„Weniger diese Ereignisse selbst, als einige ihrer nothwendigen Folgen sind es, die meine Gedanken beschäftigen," sagte er. „Der Arbeiter Krampe hat sich zwar für den Augenblick seiner Verhaftung entzogen, aber man wird ihn bald ausfindig machen und ihn dann vielleicht zu einer langwierigen Freiheitsstrafe verurtheilen. Was während dieser Zeit aus seinen Töchtern werden mag, weiß Gott allein. Die gelähmte Christine liegt auf dem Krankenbett, wenn nicht auf dem Sterbelager, und Johanna — ich mag nicht daran denken, welches ihr Schicksal sein wird; aber ich fürchte, es wird noch schlimmer sein als dasjenige der Schwester."

„Wie traurig, wie entsetzlich traurig!" entgegnete Edith leise. „Es muß natürlich etwas für die Mädchen gethan werden! Da Sie sie kennen, werden Sie mir am besten sagen können, wie man ihnen recht wirksam beistehen kann."

„Recht wirksam? Ja, Komtesse, das ist eine Frage, die auch ich nur schwer zu beantworten vermag! Ich bin jedenfalls sicher, daß ihnen mit einigen Flaschen Wein, einem kalten Huhn oder ein paar Goldstücken herzlich wenig geholfen sein würde."

Sie verstand noch nicht, was er meinte, und sah mit einigem Befremden zu ihm auf.

„Ja, wenn es nicht solche Unterstützungen sind, deren sie bedürfen, was könnte denn sonst für sie geschehen?"

„Ihr hartes Schicksal hat sie verbittert und ihre jungen Herzen verhärtet. Sie glauben nicht mehr an das Mitleid und die uneigennützige Güte der Menschen, und das ist hundertmal grausamer, als Hunger und körperliches Leiden. Ich wünschte, daß irgend eine barmherzige Fee sich herabließe, sie in ihrem Jammer und ihrer Vereinsamung aufzusuchen, sie mit freundlichem Trosteswort aufzurichten und ihnen den Glauben wiederzugeben an den Werth des Daseins. Es würde keine leichte und sicherlich keine heitere Aufgabe sein; aber ich meine doch, daß keine andere sich so reich und so herrlich bezahlt machen würde."

Vor seinem forschenden Blick hatte sie abermals die Augen niedergeschlagen; in ihren Zügen war es zu lesen, daß sie einen harten Kampf bestand. Dann aber schüttelte sie resignirt das Köpfchen.

„Gewiß haben Sie Recht, und es ist recht schlimm, daß ich Ihnen nun nicht antworten kann: ich werde hingehen und diese schöne Aufgabe auf mich nehmen! Aber warum soll ich versprechen, was ich nicht zu halten vermöchte! Ich würde damit ja nur Sie und mich belügen, denn ich bin viel zu schwach und zu unerfahren, um mich an solche Dinge wagen zu können."

(Fortsetzung folgt.)

In der Rosenzeit.

(Mit Bild auf Seite 209.)

Die Rose war von jeher das vorzüglichste Symbol der Schönheit. Deswegen paßt auch keine Blume besser in die Hand des holden Frauenbildes in idealantiker Gewandung, welches uns R. Sichel auf seinem Bilde „In der Rosenzeit" (siehe den Holzschnitt auf S. 209) zur Anschauung bringt. Ihre Rechte hält eine vollerblühte Rose empor, doch während die Schöne ihren Duft einathmet, blickt sie sinnend und sehnend in die Ferne. Es ist, als ob ihre Lippen die Verse des persischen Dichters Dschelaleddin Rumi flüsterten:

„Die Rose ist das höchste Liebeszeichen,
Dem Herzensfreund will ich die Rose reichen."

Jagd auf Bisamschweine.

(Mit Bild auf Seite 212.)

Die kleinen Bisamschweine oder Pekaris sind über das ganze tropische Amerika und noch darüber hinaus bis Mexiko verbreitet. Sie sind schwärzlichbraun mit weißlichem Brustfleck und haben eine Drüse in der Kreuzgegend, die eine bisamartig widerlich-riechende Substanz enthält. Die flinken, mit spitzen Eckzähnen ausgerüsteten Thiere ziehen weit umher, und wenn sie in eine Pflanzung gerathen, so verheeren sie diese gründlich, weshalb man sie durch Schüsse verscheucht. Sie laufen ungemein schnell und schwimmen vorzüglich. Die Mexikaner jagen die Bisamschweine oft zum Vergnügen zu Pferde, indem sie die Thiere, wie auf unserem Bilde S. 212 zu sehen, hetzen, mit dem Lasso fangen und ihnen dann mit dem Messer den Garaus machen.

Der Abschied Elisabeth's von Thüringen von ihrem Gemahl.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Im Jahre 1227 rief Kaiser Friedrich II. die Fürsten und Ritter Deutschlands zu einer Kreuzfahrt auf, und auch Landgraf Ludwig von Thüringen, der mit der 1207 geborenen Elisabeth von Ungarn vermählt war, mußte dem Rufe Folge leisten. Unser Bild auf S. 213 zeigt den Abschied Elisabeth's von ihrem Gemahl, der sie mit ihren Kindern schutzlos unter einer ihr feindlich gesinnten Verwandtschaft zurückließ. Vielleicht ahnte die junge Landgräfin in diesem Augenblicke schon, daß es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen war. Ludwig starb in Otranto an einer Seuche; sein Bruder Heinrich Raspe übernahm die Regentschaft für Elisabeth's vierjährigen Sohn Hermann, vertrieb die trauernde Wittwe von der Wartburg und stieß sie in die äußerste Dürftigkeit. Elisabeth starb schon am 19. November 1231 im 24. Lebensjahre; sie wurde bereits wenige Jahre nach ihrem Tode heilig gesprochen.

Das Geheimniß der Nacht.

Erzählung nach Thatsachen.

Von **A. O. Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Es war in der zweiten Stunde nach Mitternacht. Der Herbstwind heulte um das Haus und pfiff durch die Fensterritzen des kleinen Dachstübchens, so daß die weißen, dünnen Vorhänge hin und her wehten. Eine kalte, eisige Luft herrschte in dieser Dachstube, die sich fünf Treppen hoch in dem Hinterhause eines Berliner Grundstückes im Osten der Stadt befand.

Die junge Frau, welche angekleidet in der Nähe des schmucklosen braunen Kachelofens saß, der kaum noch Wärme von sich geben konnte, sah hin und wieder nach dem Kinde, das neben ihrem benutzten Bett in einem Waschkorbe lag. An der Wand gegenüber stand eine ärmliche Bettlade mit einem Strohsack und einem Keilkissen, nebst einer dicken wollenen Decke, während das Bett der Frau noch einzelne Federkissen aufwies. Ein Tisch und einige unangestrichene Stühle, zwei Reisekoffer von merkwürdiger Größe und bedeutender Eleganz, die dereinst eine hohe Summe gekostet haben mußten, dann ein Riegel an der Wand, an dem einige alte Kleidungsstücke hingen, war Alles, was in dem Zimmer zu finden war.

Wieder rüttelte ein Windstoß an den klappernden Fensterscheiben. Die Frau ging an das unbenutzte Bett und hüllte sich in die Decke, die darauf lag, weil es sie fröstelte. Die Decke brauchte jetzt Niemand. Sie war von dem ärmlichen Lager des Gatten, und dieser war nicht zu Hause. Schon seit Wochen hatte er bei Einbruch der Dunkelheit die Wohnung verlassen, um erst am Morgen zurückzukehren.

Wenn die Frau nur gewußt hätte, wo er hinging. Unheimliche Gedanken quälten sie. Wenn sie daran dachte, daß eines Tages die Polizisten im Namen des Gesetzes kommen könnten, um den Gatten abzuholen und ihn einzukerkern — wenn sie an all' das Unglück, an das Elend und an die Schande dachte, die ihr noch bevorstehen könnte, dann glaubte sie um den Verstand kommen zu müssen.

Die dritte Stunde schlug vom benachbarten Kirchthurm. Drei Uhr — und ihr Gatte noch nicht da! Er kam in letzter Zeit fast immer später, gewöhnlich nicht vor sechs Uhr Morgens.

Das Kind schrie, und die jugendliche Mutter machte sich mit ihm zu thun. Sie gab ihm etwas Milch, die in der Röhre des Ofens stand. Diese Milch, die das Kind trank, war ja bezahlt, aber mit Geld, das wahrscheinlich unehrlich erworben war, vielleicht durch Verbrechen.

Ja, ja, das war die richtige Bezeichnung. Ein Mensch, der nur des Nachts ausgeht, zu einer Zeit, wo Niemand arbeitet, der dann Geld heimbringt, verstört aussieht und auf die Fragen der Gattin, wo er gewesen sei, nicht antwortet; der sonst ein liebe- und rücksichtsvoller Mensch ist, aber jedesmal in eine große, nicht zu verbergende Aufregung geräth, wenn die Gattin wissen will, wo er seine Nächte verbringt, der wandelt nicht auf ehrlichen Wegen.

Und doch, es war nicht möglich, nicht denkbar, daß ein Mann, dessen Name und Stellung ihm einst einen hervorragenden Rang in der besten Gesellschaft gaben, welcher bisher der treueste Gatte, der zärtlichste Vater gewesen war, plötzlich Alles vergessen haben konnte, was er dereinst hochgehalten!

Aber allerdings, er hatte schon einmal vergessen, was seine Pflicht war; die Existenz von Weib und Kind, Lebensglück und Zukunft hatte er auf eine Karte gesetzt und hatte verloren. Ein Mann, der vom Dämon des Spiels besessen ist, der verfällt leicht auch den anderen Dämonen, welche die Menschenseele verführen und vom Pfade des Rechtes und des Gesetzes abziehen.

— — —

Der Baron Urbanus stammte aus einer angesehenen niederösterreichischen Familie. Er hatte seine Jugend als Offizier in Wien verbracht und sich dort, wie so manche seiner Standesgenossen, ruinirt. Er wurde nach Hause zurückberufen, um sich hier einigermaßen zu rangiren, was ihm um so leichter war, als sein Vater noch lebte.

Urbanus hatte noch eine jüngere Schwester, und im Hause seines Vaters — die Mutter war längst gestorben — befand sich eine junge Mecklenburgerin als Erzieherin dieser jüngeren Schwester. Rudolph Urbanus verliebte sich in sie und theilte eines Tages dem Vater mit, daß er die junge Dame zu seiner Frau machen wolle. Der Vater schalt ihn einen Narren und erklärte ihm, die Erzieherin würde aus dem Hause geschafft werden. Emilie war zwar aus guter Familie, die Waise eines akademischen Lehrers, aber für den alten Baron war sie eben doch nichts Anderes, wie eben eine Dienerin, wenn auch eine höherstehende.

Der alte österreichische Adel hat noch seine bestimmten mittelalterlichen Grundsätze, von denen er so leicht nicht läßt. Es kam zum



Jagd auf Bisamschweine. (S. 211)



Abschied Elisabeth's von Thüringen von ihrem Gemahl bei dessen Aufbruch zum Kreuzzuge. Originalzeichnung von A. Zick. (S. 211)

Bruch zwischen Vater und Sohn, weil Rudolph darauf beharrte, Emilie zu seinem Weibe zu machen. Er setzte es durch, worauf sein Vater ihm sein mütterliches Erbtheil auszahlte und sich von ihm lossagte.

Mit diesem mütterlichen Erbtheil, das nicht groß war, kaufte sich Baron Urbanus in Böhmen an. Hier hoffte er durch tüchtige Bewirthschaftung empor zu kommen. Emilie stand ihm als liebende Gattin treu zur Seite.

Rudolph war ein herzensguter Mensch, aber der leichtfertige Lebenswandel, den er als Offizier in Wien geführt hatte, war auf ihn nicht ohne Einfluß geblieben. Er hatte besonders eine Leidenschaft, das Spiel. Nachdem die Flitterwochen vorüber waren, suchte Rudolph im Interesse der jungen Frau Gesellschaft auf, und man fand diese in der nächsten größeren Stadt. Hier waren Offiziere der Linientruppen, höhere Beamte, adelige Gutsbesitzer, und es ließ sich unter diesen Leuten ganz gut leben.

Das größte Vergnügen dieser Gesellschaftskreise war das Spiel, an dem nicht nur die Männer, sondern oft auch die Frauen theilnahmen. Es wurde in allen Gesellschaften gespielt, im Beginne um niedere Einsätze, je weiter aber die Nachtstunden vorrückten, desto höher steigerten sich die Sätze. Rudolph Urbanus spielte eine Zeitlang mit großem Glück, dann verlor er in einer Nacht Alles, was er besaß.

Damit war die Rolle des Barons Urbanus und seiner jungen Frau ausgespielt. Das Gut wurde verkauft, es blieb nur ein kleiner Ueberschuß. Rudolph zog mit seiner Frau nach Berlin, wo sie eine bescheidene Wohnung mietheten. In dieser gebar Frau Emilie einen munteren Knaben. Alle Versuche aber, die Urbanus unternahm, um eine passende und lohnende Stellung zu finden, schlugen fehl. Es ging mehr und mehr bergab mit ihm, selbst die bescheidene Wohnung wurde schließlich zu theuer. Er be og die Dachkammer, in der er jetzt hauste, und legte seinen Titel ab. Auf einem Stück Papier stand an der Eingangsthür dieser Dachwohnung einfach Urbanus.

Emilie grämte sich und schwieg; ebenso schwieg der Gatte in finsterer Verzweiflung. Das Ende, das ihnen drohte, war vielleicht ein gemeinsamer Selbstmord aus Mangel an Mitteln zum Lebensunterhalt, wie das ja in Weltstädten genug vorkommt.

Bevor noch die letzten Groschen verzehrt wurden, war Rudolph eines Abends fortgegangen und erst am Morgen zurückgekehrt. Und seit jener Zeit hatte er dieses unheimliche Nachtleben beibehalten. Er war immer finsterer, in sich gekehrter und nach außen rauher geworden.

* * *

Es schlug sechs Uhr, und der Morgen dämmerte schon, als Urbanus endlich heimkehrte, wie es schien, sehr ermüdet. Er fragte die Frau erstaunt, weshalb sie noch wach sei, und als sie ihm mittheilte, sie habe sich gefürchtet, weil der Sturm zu sehr heulte, zuckte er die Achseln und warf sich auf sein Lager, um sofort in tiefen Schlaf zu sinken.

... Acht Uhr hatte es soeben geschlagen. Da klopfte es an die Thür. Der Briefträger brachte einen Brief, der die Adresse des Barons Urbanus trug. Der Postbote musterte erstaunt die Frau, die ihm öffnete, und dann das weiße Papierstückchen an der Thür, auf dem der einfache Name Urbanus stand, bevor er den Brief abgab. Letzterer kam aus Ungarn und war von dem Vater Rudolph's. Da der Gatte noch schlief, legte Emilie das Schreiben auf den Tisch und beschäftigte sich damit, ihre kleine Wirthschaft in Ordnung zu bringen.

Nach einiger Zeit klopfte es wieder, und als sie öffnete, stand draußen ein Mann mit struppigem Haupt- und Barthaar in recht schäbiger Kleidung und fragte: „Wohnt hier Urbanus? — Ja? Aha! Sie sind wohl die Frau? Geben Sie ihm doch diesen Zettel. Aber vergessen Sie es ja nicht, es ist sehr wichtig."

Dann faßte er an seine Mütze, rückte dieselbe ein wenig und schritt die Treppe wieder hinunter.

Emilie entfaltete erstaunt den Zettel, auf dem in ungelenken Schriftzügen stand: „Heute Abend schon um elf Uhr, pünktlich!"

Sie legte den Zettel zu dem Brief auf den Tisch und ging wieder leise an ihre Arbeit, um Rudolph nicht zu stören. Das war also einer der Leute, mit denen ihr Gatte in Verbindung stand! Wahrlich, ihre Befürchtungen waren nicht ungerechtfertigt gewesen. Mit solchen Leuten hatte er zu thun, und solche Leute überbrachten ihm Befehle!

Rudolph erwachte, las den Zettel, betrachtete den Brief und ließ ihn uneröffnet auf dem Tische liegen. Als er fortging, fragte ihn Emilie, ob er den Brief nicht öffnen wolle; aber er schüttelte den Kopf.

„Es ist doch nichts Gutes," sagte er finster. „Wozu soll ich mich unnöthigerweise aufregen und ärgern? Ich habe Sorgen und Plage genug. Gute Nacht!"

Er ging zeitiger als sonst. Der Befehl des unbekannten Genossen hatte ihn gerufen. Dieses geheimnißvolle Treiben peinigte Emilie furchtbar. Wenn sie nur die Möglichkeit gesehen hätte, dem Gatten einmal nachzuschleichen! Aber sie fürchtete seinen Zorn, noch mehr aber, das Kind allein zu lassen, das sie doch nicht mit sich nehmen konnte. Und dann — wozu dieses Spioniren? Früher oder später mußte sie doch die ganze traurige Wahrheit erfahren.

Was nur der Brief da enthielt? Ob sie ihn öffnen sollte?

Sie hielt ihn lange in der Hand und betrachtete ihn von allen Seiten. Rudolph hätte vielleicht nichts gesagt, wenn sie das Schreiben aufriß und seinen Inhalt durchflog. Aber zwischen seinem Vater und ihm durfte Niemand vermitteln. Sie träumte in der Nacht von dem Briefe, der immer noch uneröffnet auf dem Tische lag. Sie erwachte gegen sechs Uhr Morgens und war erstaunt, den Gatten noch nicht zu sehen. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr, er kam immer noch nicht. Eine fürchterliche Angst bemächtigte sich ihrer, welche keineswegs schwand, als endlich gegen neun Uhr Rudolph wiederkehrte.

Er hatte die linke Hand verbunden, seine Kleider waren zerrissen und beschmutzt, und er verstörter als sonst. Er begrüßte weder die Frau noch das Kind und legte sich sofort zum Schlafen nieder. Gegen Mittag erwachte er.

Auf Emiliens besorgte Frage nach seinem Befinden hatte er nur eine ausweichende Antwort. „Laß Niemand herein," fuhr er fort, „wenn nach mir gefragt werden sollte. Ich bin für Niemand zu sprechen, ich muß mich einmal ordentlich ausschlafen. Ich gehe auch heute Abend nicht fort, werde mich aber, damit ich Dich und das Kind nicht störe, in der Kammer auf den Strohsack niederlegen. Kümmere Dich nicht um mich, ich habe auch keine Lust zu essen; ich will nur noch einmal die Hand verbinden."

Niemand kam am Tage, um nach Rudolph zu fragen. Gegen Abend ging Emilie, nachdem sie die Wohnung verschlossen hatte, um Lebensbedürfnisse einzukaufen, und als sie beim Milchhändler mit ihrem Topf einen Augenblick wartete, hörte sie, wie die Leute über einen Einbruch sprachen, der in der verflossenen Nacht verübt worden war, und bei welchem es zu einem Kampfe zwischen den überraschten Einbrechern und den Bewohnern des Hauses gekommen war. Die Bedrohten hatten vom Revolver Gebrauch gemacht, einer der Einbrecher war todt liegen geblieben, zwei Andere waren verwundet worden. Man hatte bis jetzt entdeckt, daß die Einbrecher sich am Tage vorher um elf Uhr in einem Lokale versammelt und von dort dann einzeln aufgebrochen waren. Die Polizei war auf der Spur, hatte aber erst eine einzige Verhaftung vornehmen können; der Erschossene war ihr unbekannt.

Wie doch wenige Worte genügen, um das Herz eines Menschen vor Schreck fast zum Stillstehen zu bringen! Um elf Uhr hatten sich die Verbrecher versammelt! Als Emilie dies hörte, war es ihr klar, daß dies dieselbe Versammlung gewesen sein müsse, zu der ihr Mann durch den Zettel eingeladen worden war. Sie fühlte, wie sie zitterte, wie sie sich nur mühsam auf den Beinen halten konnte. Ganz betäubt nahm sie ihre Milch und ging die Straße entlang, ohne eigentlich zu wissen, wo sie sich befand. Sie kam an einem Zeitungshändler vorbei, kaufte sich für fünf Pfennig ein Lokalblatt, verbarg es in ihrer Kleidertasche und stieg hinauf nach ihrer Dachkammer in halber Bewußtlosigkeit. Sie war erstaunt, Alles so zu finden, wie sie es verlassen hatte. Im Nebenzimmer schlief Rudolph, und noch war keine Polizei da, um ihn zu verhaften.

Sie entfaltete die Zeitung und las die aufregende Geschichte von dem Einbruch, allerdings nur mit Mühe, denn vor ihren Augen flimmerte es, und die Buchstaben tanzten umher. Es wunderte sie gar nicht, als sie las, daß einer der flüchtigen Verbrecher an der Hand verwundet worden sei; es war die linke Hand, genau wie bei Rudolph. Dann war eine allgemeine Beschreibung gerade dieses Verbrechers gegeben, den eine der Frauen im Hause auf der Flucht gesehen hatte, eine nichtssagende, allgemeine Beschreibung, die schließlich auf tausend verschiedene Menschen passen konnte.

Es klopfte. Emilie überfiel ein Zittern, das es ihr unmöglich machte, bis zur Thür zu gehen. Sie holte tief Athem und drückte die Hände an die Brust, die ihr vor Schreck und Angst zu zerspringen drohte.

Das Klopfen wiederholte sich; sie ging endlich hinaus und sah einen Mann in Civil, der aber sein soldatisches Auftreten nicht verbergen konnte. Emilie war überzeugt, daß sie es mit einem Kriminalbeamten zu thun habe.

„Ist Herr Urbanus zu Hause?" fragte der Fremde, indem er höflich den Hut zog.

„Nein," erklärte Emilie, die sich mit der linken Hand am Thürpfosten festhielt, um nicht umzusinken.

„Können Sie mir sagen, wo ich ihn treffe?"

„Nein. Wollen Sie mir nicht sagen, um was es sich handelt?"

„Ich bedaure sehr," sagte der Fremde. „Ich kann Ihnen nichts davon sagen, ich werde morgen wiederkommen."

Er entfernte sich, und mit athemloser Spannung horchte Emilie, bis er die Treppe hinunter gegangen war. Sie ging nach dem Zimmer zurück und setzte sich verzweifelt neben den Korb nieder, in dem das Kind lag, als wolle sie dieses wenigstens vor Unglück und Schande schützen.

— — — — — — — — — —

Diese Nacht, welche Emilie durchwachte, war schrecklicher als alle anderen, die sie bisher in der Dachkammer verlebt. Sie ahnte es, sie stand vor einer Katastrophe. Ueberwältigt von Seelenschmerz und Müdigkeit schlief sie endlich in den Morgenstunden ein, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie wieder erwachte. Sie sah nach dem Kinde und klopfte an die Kammer, in der ihr Gatte schlief. Sie erhielt keine Antwort.

Sie öffnete die Thür und sah hinein. Die Lagerstatt war leer; Rudolph hatte die Wohnung verlassen, ohne sie zu wecken. Er war davon gegangen, wahrscheinlich für immer, und doch empfand es die Frau wie eine Art Erleichterung, daß er nun fort war. Hier in dieser ärmlichen Wohnung, die doch ihre letzte Zufluchtsstätte war, spielte sich nun wenigstens nicht der letzte Theil der Katastrophe ab. Sie fühlte es, sie dachte nur noch an sich; aber ihre Kräfte, ihre moralische Widerstandsfähigkeit waren verbraucht. Sie wünschte nur Eines: nichts mehr denken, nichts mehr empfinden, nichts mehr hoffen und fürchten zu müssen.

Wenigstens konnte Rudolph jetzt nicht mehr hier verhaftet werden, und wenn Jemand nach ihm fragte, konnte sie mit ruhiger Miene erklären, er sei nicht anwesend. Man konnte dann selbst eine Haussuchung abhalten und fand ihn nicht. Vielleicht gelang es ihm, sich in Sicherheit zu bringen.

Und doch erzitterte das unglückliche Weib, als es draußen klopfte. Es war abermals der Mann, dessen Kommen sie am Abend vorher so erschreckt hatte.

„Ist Herr Urbanus jetzt zu Hause?“ fragte er dringend.

„Nein,“ erklärte Emilie.

„Sie sind die Frau?“

„Ja.“

„Ich komme von einem hiesigen Bankhause, es sind dort zehntausend Mark für Ihren Herrn Gemahl angewiesen. Es liegt uns daran, die Sache zu erledigen. Hier ist unsere Adresse, wollen Sie Ihrem Herrn Gemahl sagen, daß er uns schleunigst noch heute in den Geschäftsstunden aufsucht.“

Der Fremde begab sich fort, und Emilie war wieder allein. Sie hielt die Karte zwischen den Fingern, auf der die Firma eines der größten Bankgeschäfte Berlins stand.

Zehntausend Mark angewiesen! Wachte Emilie oder träumte sie? Hatte vielleicht der Vater Rudolph's das Geld gesandt? Ach, diese Wohlthat kam zu spät!

Aber der Brief dort brachte gewiß Aufklärung.

Noch immer lag das Schreiben des alten Barons unerbrochen auf dem Tische. Emilie mußte Gewißheit haben, sie riß den Umschlag auf und fand die Worte:

„Durch meinen Bankier weise ich Dir zehntausend Mark an. Weitere Sendungen werden folgen, wenn es Dir nicht möglich werden sollte, in Berlin Boden zu fassen. Ich habe Dich für einen Verlorenen gehalten, nachdem wir erfahren, daß Du Dein Weib und Dein Kind durch Deine unselige Spielleidenschaft unglücklich gemacht hast. Ich bin trotzdem Vater genug gewesen, um Dich nicht aus den Augen zu verlieren. Ich weiß, was Du treibst und achte Dich deshalb. Ich sehe, daß Du noch Thatkraft und Opferwilligkeit besitzt, auch Ehrenhaftigkeit und Stolz, indem Du den Namen, den Du trägst und den Du nur noch zum Theil führst, nicht durch Bettelei oder vielleicht durch eine verzweifelte That schänden wolltest. Arbeit schändet nie, auch nicht die, welche Du verrichtest. Ich hoffe, Du hast eine heilsame Lehre für Dein ganzes Leben davongetragen. Ich will nicht länger, daß Dein unglückliches Weib mit Dir leidet. In den nächsten Wochen vielleicht komme ich zu euch, und Du wirst Dich dann doch noch erinnern, daß Du einen Vater hast, der seinen Sohn nicht so schnell vergaß, wie anscheinend dieser den Vater, als er nicht gleich auf das eingehen wollte, was sein leichtsinniger Sohn zu unternehmen für gut fand.“

Zu spät! — Das war der Gedanke Emiliens. Was nützte jetzt die Hilfe des Vaters? Einige Tage früher, und es wäre Alles noch gut gewesen. Hätte Rudolph den Brief geöffnet, er wäre vielleicht noch im letzen Augenblicke davon zurückgehalten worden, sich für immer von der menschlichen Gesellschaft zu trennen und zum Verbrecher zu werden. Vielleicht irrte er umher, hungernd, ohne Obdach, ohne die Möglichkeit, ein Beförderungsmittel zu benutzen, und hier lagen zehntausend Mark, eine für ihre Verhältnisse riesenhafte Summe, unerhoben beim Bankier! —

Es klopfte draußen; sie ging mechanisch, um zu öffnen, und prallte unwillkürlich zurück. Vor ihr stand der Mann, der den Zettel gebracht hatte, in dem Rudolph aufgefordert wurde, früher als sonst an irgend einem geheimnißvollen Orte zu erscheinen.

„Ist Urbanus zu Hause?“ fragte der Mann.

„Nein,“ erklärte Emilie unsicher, „er ist fortgegangen.“

„Und was macht die Hand?“

„Ich glaube, es geht besser.“

„Na, dann ist's gut. Wir hatten zuerst Alle Angst um ihn, und der Inspektor schickt mich extra hierher, um zu fragen. So ein Biß von einem Pferde ist immer schlimm. Na, es ist ja nun gut. Wenn er ausgehen kann, dann wird es ja wohl nichts mehr auf sich haben. Der Inspektor läßt sagen, er solle sich nur schonen, sein Krankengeld bekommt er —“

Der Mann brach ab, denn Emilie hatte ihn krampfhaft am Arme gefaßt und rief: „Welcher Inspektor schickt Sie?“

„Na, unser Inspektor vom dritten Kehrbezirk. Ich bin Arbeiter im Depot und bringe die Sachen unter. Ich habe keine Uniform deshalb, sonst hätten Sie wohl schon gesehen, liebe Frau, daß ich von der Straßenreinigung bin.“

„Kommen Sie herein und setzen Sie sich,“ sagte Emilie wie in einem Traum. „Setzen Sie sich und erzählen Sie mir, wie das Unglück mit meinem Mann gekommen ist.“

„Sehen Sie,“ begann der Mann, nachdem er sich auf einen der einfachen Stühle niedergelassen hatte, „wir haben doch auch Kehrmaschinen, die von Pferden gezogen werden. Nun geht so ein Vieh neulich durch und springt mitten in unsere Straßenkehrkolonne hinein. Da fällt Urbanus dem Thier in die Zügel, das beißt ihn in die Hand. Aber er läßt nicht los, und nun kamen wir auch dazu und bändigten den Racker. Aber der Unternehmer darf das Pferd nicht mehr schicken, das ist ja ganz klar, und Urbanus hat sich die Hand im Dienst beschädigt; da bekommt er Krankengeld, und unser Inspektor hat gesagt, er schreibt eine gute Handschrift und hat auch was gelernt; er wird wohl nächstens Aufseher werden. Wir gönnen ihm das Alle. Er kriegt dann festen Gehalt und nicht, wie jetzt, drei Mark Lohn für die Nacht; der Dienst ist dann auch nicht mehr so schwer für ihn. Na, ich muß aber wieder gehen. Grüßen Sie nur Ihren Mann und sagen Sie ihm das vom Herrn Inspektor, er soll sich schonen. Vielleicht kommt er 'mal morgen mit nach dem Depot hinaus.“

Stumm reichte Emilie dem Manne die Hand und geleitete ihn bis zur Thür. Dann ging sie nach der Stube zurück und trat neben den Korb des Kindes. Sie hatte das Bedürfniß, das Kind zu sehen und zu küssen. Bevor sie aber bis dahin gekommen war, fühlte sie ein Zittern in den Knieen, und im nächsten Augenblicke lag sie ohnmächtig am Boden. . .

Als Emilie aus ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie, daß Rudolph um sie bemüht war. Er war nach Hause gekommen und hatte sie am Boden liegend gefunden. Als er merkte, daß sie wieder zu sich kam, griff er voll Schrecken nach dem offenen Brief, der auf dem Tische lag, denn er nahm an, daß der Brief die Ohnmacht Emiliens hervorgerufen habe.

Lange lag sie dann schluchzend an Rudolph's Brust. Sie verhehlte ihrem Gatten nichts, ihre furchtbare Angst, all' den Kummer und die Sorgen, die sie durchlebt, den schändlichen Verdacht, den sie gehegt hatte.

„Hättest Du,“ erwiederte Rudolph, „nur ein Wort gesagt von dem, was Du von meiner nächtlichen Thätigkeit glaubtest, ich hätte mich doch entschlossen, Dir die Wahrheit zu sagen. Aber denke Dir, wie demüthigend es für mich war, Dir gestehen zu müssen, auf welche Weise ich uns ernährte, und wie unangenehm Dir der Gedanke gewesen wäre, die Frau eines Straßenfegers zu sein.“

Emilie umarmte den Gatten wortlos.

„Nun aber halte den Kopf hoch, liebes Weib, Du siehst, der Vater verzeiht. Ich will aber nicht von seiner Unterstützung leben, ich werde mir eine Beschäftigung suchen, und hat man Geld in der Hand, so findet man sie auch. Beruhige Dich, ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen hat Dich getäuscht, Dein Mann ist kein Verbrecher, er hat zur Straßenreinigung gehört, aber nicht nur die Berliner Straßen hat er dabei gereinigt, sondern in Wirklichkeit seinen Charakter.“

„Und ich?“ sagte sie leise. „Kannst Du mir verzeihen, daß ich so schwach, so lieblos war, zu glauben, daß Du ein — ein —“

„Sprich nicht mehr davon!“ rief er, und weinend vor Freude sank sie an die Brust des Gatten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein wunderliches Duell. — König Ludwig XIII. von Frankreich war ein seltsamer Charakter. Er war immer traurig und langweilte sich so durch's ganze Leben. Um sich die Langeweile zu vertreiben, verfiel er oft auf die sonderbarsten Belustigungen.

Er jagte in seinen Gemächern mit abgerichteten Papageien und Buntspechten, drechselte Elfenbeinkugeln, kolorirte Kupferstiche, machte einmal künstliche kleine Springbrunnen aus Federkielen, ein andermal Kanonen aus Leder. Dann verlegte er sich auf's Trommeln, darauf auf's Konfektbacken, und nachdem er dieser süßen Beschäftigung überdrüssig geworden, fing er das Rasiren an.

Viele seiner Hofbeamten rasirte er mit höchsteigener Hand und ließ ihnen nur am Kinn ein Stutzbärtchen stehen, welches man ihm zu Ehren „Royale“ nannte. Als darüber ein Spottgedicht in Umlauf kam, in Form eines Klageliedes der Pariser Barbiere über den königlichen Konkurrenten, gab Ludwig endlich das Rasiren auf und verfiel auf eine noch merkwürdigere Belustigung.

An einem schönen Tage des Jahres 1626 begab er sich einmal in die Hofküche. Der Küchenmeister und seine Untergebenen waren gerade mit Spicken beschäftigt und handhabten geschickt die langen Spicknadeln. Dieser appetitliche Anblick gefiel dem schwermüthigen König über alle Maßen. Er nahm sogleich Unterricht im Spicken und brachte es mit der Zeit in dieser Kunst zu ganz erstaunlicher Fertigkeit.

Was ein König thut, findet immer bald Nachahmung und wird Modesache. Es dauerte nicht lange, so betrieben die Höflinge mit wahrer Begeisterung das Spicken. Selbst Ihre Majestät die Königin spickte eifrig mit ihren Hofdamen. Das Spicken wurde dabei zu einer wirklichen Kunst. Man spickte Landschaften und allegorische Gemälde. Der König beschenkte seine Gemahlin mit ihrem Porträt, welches er auf eine Rindskeule gespickt hatte. Hocherfreut darüber that die Königin dann auch ihr Möglichstes und spickte das Porträt des Königs auf eine Kalbskeule, über welche Kunstleistung — es war ein wohlgelungener Konturenkopf — Ludwig XIII. sich höchlich entzückt bezeigte.

Oft spickte der König in Gesellschaft seiner vertrauten Edelleute. Eines Tages geriethen der Herzog v. Brissac und der Marschall v. Bassompierre beim Spicken und über das Spicken in heftigen Streit. „Herr Herzog,“ sagte der Marschall, „Ihr habt mich beleidigt, so fordere ich Euch denn nun heraus zu einem Zweikampf auf Spicknadeln!“

Brissac war's gern zufrieden. Das Duell fand sogleich statt in Gegenwart des Königs. Der Herzog

erhielt einen Stich in die Schulter und erklärte sich für besiegt. Da fragte Ludwig zürnend: „Marschall, war's vielleicht Eure Absicht, mich und meinen königlichen Hof durch dies kindische Duell zu verhöhnen?"

Bassompierre, ein sehr geistreicher Mann, versetzte darauf: „Sire, gewiß war das nicht meine Absicht! Aber da Eure Majestät es nicht unter Ihrer Würde halten, zu spicken, so dachte ich, wird es französischen Edelleuten wohl auch erlaubt sein, mit Spicknadeln zu fechten!"

Ueber diese Antwort des tapferen Marschalls dachte der König drei Tage lang unablässig nach. Vergebens versuchte sein Hofnarr Angely ihn durch geistreiche Späßchen zu erheitern. Endlich sagte der Narr: „Ludwig, der Marschall hat sich über Dich lustig gemacht; das ist ganz klar; darüber brauchst Du also nicht mehr zu grübeln. Aber beherzige seine Meinung: Amüsire Dich doch lieber mit dem Reichsscepter, als mit der Spicknadel!"

Als der verständige Narr merkte, daß der schwermüthige König vom Scepter, d. h. von der Regierung, durchaus nichts wissen, sondern dieselbe lieber in den Händen seines bewährten und klugen Ministers Richelieu belassen wolle, da sprach er: „So blase doch lieber Waldhorn, Ludwig; das ist immerhin königlicher, als das verwünschte Spicken!"

Dieser Rath gefiel dem König besser. Er gab das Spicken auf und verlegte sich mit allem Eifer auf's Waldhornblasen. Die Höflinge machten es natürlich ebenso, und bald konnte man es am französischen Hofe vor Waldhornblasen nicht mehr aushalten. [F. L.]

Ein rascher Entschluß. — Friedrich der Große war einst auf dem Marsche sehr übler Laune, so daß Niemand von seiner Umgebung ihn anzureden wagte. Da kam ein junger Husarenoffizier herangesprengt, der von seinem General den Auftrag hatte, dem König persönlich eine Meldung zu machen und dessen Befehle zurückzubringen. Als der Offizier sich dem Monarchen näherte und Letzterer merkte, daß er angesprochen werden sollte, gab er dem Pferde des Husaren mit seinem Krückstock einen Schlag über den Kopf. Sofort sprang der Offizier ab und jagte das Thier davon.

„Was fällt Ihm denn ein, ist Er verrückt geworden?" herrschte ihn der König zornsprühend an.

„Majestät," versetzte Jener ruhig, „ich reite keinen so miserablen Gaul, der Stockprügel erhält."

Rasche Entschlossenheit und strenges Ehrgefühl imponirten dem großen König stets; zustimmend nickte er mit dem Haupte und sagte besänftigt: „Er hat Recht, da muß ich Ihm wohl etwas Besseres bieten."

Und er überließ dem Offizier eines seiner besten Pferde als Geschenk. [M. L.]

Die hindostanische Helena. — Die Familie des Rajah von Audipore galt für die älteste und edelste in ganz Hindostan. Die Hand seiner einzigen Tochter wurde daher von zwei benachbarten Fürsten, den Rajahs von Jaypore und Judepore, mit gleichem Eifer begehrt. Der Vater vermochte indessen keine Entscheidung zu fassen, und zog sich so die Feindschaft seiner beiden Nachbarn zu. Hieraus entstand ein mehrjähriger blutiger Krieg, worin sich allmälig noch siebzehn andere Rajahs verwickelt sahen. Endlich faßte der Fürst von Audipore einen fürchterlichen Entschluß. Er ließ nämlich seiner Tochter Gift beibringen, befahl den Leichnam zu spalten und sendete jedem der Brautwerber eine Hälfte zu. Darauf kam ein Friede zu Stande. [K. St.]

Treffendes Wortspiel. — Der bekannte Hofrath Gebhardt in Berlin, der zwar einen guten Tisch führte, dessen Weine aber viel zu wünschen übrig ließen, lud einst einen Freund zu sich zu Tische. Der Gast fand den Wein überaus sauer. Mehrmals von der Hausfrau zum öfteren Trinken aufgefordert, sagte endlich der Gast:

„Ich danke sehr; mir geht's wie den Engländern: Eß' ich (Essig), trink' ich nicht!" [—dn—]

Ein Sprachreiniger sandte im Jahre 1854 an den Musikus B., einen Fagottisten, wohnhaft auf dem Monbijouplatz in Berlin unweit der Pomeranzenbrücke, einen Friedrichsd'or unter der Adresse: „An Herrn B., Vergnügling auf dem Tiefknüppel, wohnhaft auf dem Mein-Kleinods-Platz, unweit der bitteren Südfrüchte-Brücke. Hierin ein Goldfritz." Der Brief gelangte auch richtig in die Hände des Adressaten. [E. K.]

Humoristisches.



Das Vorspiel.

A.: Denke Dir nur, ich träumte heute Nacht, Diebe hätten Dir 100 Mark gestohlen und ich nahm ihnen das Geld wieder ab.

B.: Das ist hübsch von Dir.

A.: Nun, kannst Du mir nicht von dem geretteten Gelde 50 Mark pumpen?

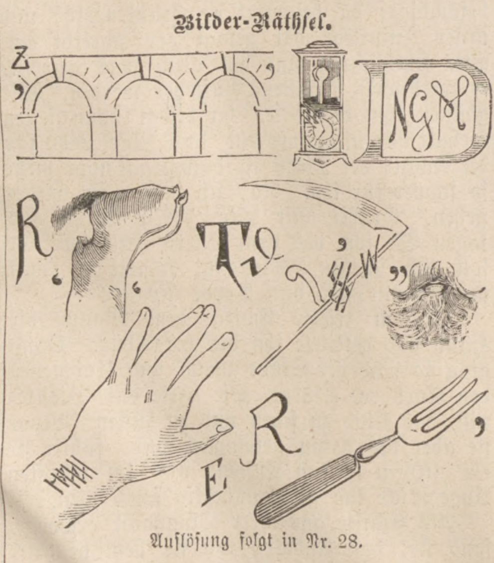


Doppelter Schmerz.

Wirth: Bötin, was heulst Du denn nur heut' so und läßt's gute Essen stehen?

Bötin: Ach, ich kann nix essen, ich hab' die Zähn' verloren, und noch dazu 'n Herrn Amtmann seine.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 26:
Kein Geist, und sei er noch so reich — Kommt einem edlen Herzen gleich.

Charade.

Unaufhaltsam wird die Erste
Ewig ihre Bahnen schreiten.
Stumme Rede tönt entgegen
Jedermann aus meiner Zweiten.
Und das Ganze, glaube mir,
Liegt im Augenblick vor Dir.

Auflösung folgt in Nr. 28. [Oscar Leede.]

Buchstaben-Räthsel.

Mit R straft's den Frevler
Auf eigene Faust;
Mit D Du's in Städten
Viel tausendfach schaust;
Und zieht's Dich, als Tänzer
Zum Ballfest zu geh'n,
Da wirst in Bewegung
Mit F Du es seh'n. [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösungen von Nr. 26:

des Silben-Räthsels: 1) Faustkampf, 2) Eber, 3) Reiterei, 4) Distel, 5) Isolani, 6) Nanking, 7) Aequator, 8) Nicaragua, 9) Demuth (Ferdinand Freiligrath); des Homonyms: Fliegen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.